

(Nachdruck verboten.)

81

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

VIII.

Wenn Demoist Gibourdel die volle Wahrheit gesagt hätte, so würde er seiner Erzählung hinzugefügt haben, daß der Abbé Charles Hortense nicht bloß deshalb bei den Fräulein der Heimfuchung hatte unterbringen lassen, weil sie im Hause eines wüsten Hagestolzes gefährdet war, sondern namentlich auch, damit sie die schlechten Lehren und Beispiele vergesse, die sie zuerst bei ihrer Mutter in Paris und später bei den Mägden ihres Onkels in Thuit erhalten hatte. Er hütete sich jedoch wohl vor einer solchen Aufrichtigkeit, die allen seinen Grundsätzen zuwider gewesen wäre: wozu ändern erzählen, was man ihnen zu verbergen ein Interesse hat?

In der That hatte schon in der Dorfschule diese junge Pariserin, die in nichts den anderen Mädchen glich, durch ihren frühreifen Verstand, ihr phantastisches Wesen und ihren romanhaften Charakter den Lehrerinnen viel zu schaffen gemacht. Die anderen Kinder logen bisweilen, um sich herauszureden, wenn sie einen Fehler begangen hatten; Hortense aber log immer, von früh bis spät, ohne jeden Anlaß, aus purem Vergnügen, um sich wichtig zu machen, um die Leute in Erstaunen zu setzen, um sich förmlich in den Lügen zu berauschen.

Keine Vorhaltungen, Zurechtweisungen und Strafen vermochten sie zu bessern; wenn sie sich verteidigte, so geschah dies durch neue Erfindungen und stets mit so viel anscheinender Unschuld, daß man sich fragen mußte, ob sie wirklich sich ihrer selbst bewußt und das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden fähig sei.

Auch der Pfarrer von Thuit machte mit Hortense im Jahre ihrer Konfirmation trübe Erfahrungen. In der Katechismuslehre wußte sie lebhafter und klüger als ihre Mitschülerinnen auf die Fragen zu antworten, aber keine war schwieriger zu lenken als sie. Der Geistliche war zu erfahren, um die Stundgebungen schwärmerischer Religiosität, die bei dem bis dahin so zerstreuten Mädchen hervorbrachten, für ernst zu nehmen. Ohne Anlaß warf sie sich auf die Kniee, schien in Andacht vertieft, vergoß Thränen oder stieß Seufzer aus. So oft sie die Kirche offen fand, schlich sie sich in eine Kapelle, und man mußte sie manchmal mit Gewalt vertreiben. Dann erzählte sie dem Pfarrer in der Beichte sowie den Leuten im Dorfe allerlei Geschichten von Heiligen, die ihr erschienen seien, und erst die Drohung, sie nicht zur Kommunion zuzulassen, bewirkte, daß sie den Geistlichen nicht mehr mit ihren Visionen behelligte.

Der Pfarrer fragte sich besorgt, was aus einem derart zu Erfindung und Verstellung angelegten Kinde werden sollte. Nur mit Mühe erlangte er, daß die Damen des Klosters sie in ihre Anstalt aufnahmen; sie sträubten sich dagegen, ein illegitimes Kind mit den Töchtern der besten Familien der Normandie zusammenzubringen.

In der Klosterschule blieb Hortense dieselbe wie in Thuit, nur daß sie das Genre ihrer Erfindungen änderte. Angesichts der vornehmen Präntationen ihrer Kameradinnen gab sie ihren Verkehr mit den Heiligen auf, um einen ebenso neuen mit den Personen des höchsten Adels zu beginnen.

Sie wurde hierzu das erste Mal veranlaßt, als ihr Onkel im Besuchszimmer des Klosters erschienen war und die anderen Pensionärinnen sich hernach über die komische Gestalt des ungeachteten Bäuerleins lustig machten. Hortense erzählte darauf den ihr nächstehenden Mitschülerinnen, der Mann sei gar nicht ihr Onkel, sondern nur der Bruder ihrer Amme; auf dieser Grundlage hatte sie dann eine romanische Geschichte aufgebaut, die wohl wert war, daß man sie weiter erzählte, obwohl sie sie unter dem Siegel des Geheimnisses zum besten gegeben hatte. Darnach stammte sie weder aus Paris, noch aus der Normandie, überhaupt nicht aus Frankreich, sondern aus Rumänien, und war einer fürstlichen Familie entsprossen, in der man einen Knaben für sie untergehoben hatte; sie hatte man beseitigt, nach Paris geschickt; wo sie unter dem Namen ihrer Amme Hortense Gebourdel er-

zogen worden war; eigentlich heiße sie Zoe Sinaia. Als ihre Amme gestorben sei, habe deren Bruder die Pflegerrolle übernommen.

Als die Oberin diese abenteuerliche Geschichte erfuhr, wurde Hortense ernst zur Rede gestellt. Sie antwortete, sie habe lediglich diejenigen, welche sie zu demütigen suchten, zum besten gehabt. Gegenüber ihren Freundinnen verhartete sie jedoch auf ihrer Erfindung und schmückte dieselbe sogar noch weiter aus: Die Familie der Sinaia hatte einmal Rumänien beherrscht und mußte früher oder später wieder zur Königswürde kommen. Ihre Mutter hatte ein Verhältnis mit einem Ränberhauptmann gehabt, dessen Tochter sie wahrscheinlich sei. Dies alles erzählte sie mit solchem Ernst, solcher Ueberzeugung und mit so viel umständlichen Einzelheiten, daß ihr wirklich viele Pensionärinnen Glauben schenkten. Sie zeigte sogar Briefe vor, welche sie von ihrer Mutter erhalten haben wollte; darin stand, daß sie bald heimkehren, ihren Rang einnehmen und einen Hospodar heiraten werde; sie versprach, alsdann an ihre Freundinnen von Rouen zu denken.

Während der sieben Jahre, die sie im Kloster zubrachte, waren diese endlos variiert und später mit ganz außerordentlichen Liebesabenteuern ausgeschmückten Geschichten ihre einzige Freude, ihr einziger Genuß.

Diese Nahrung ihres Geistes gereichte ihr aber andererseits auch zur Qual. Wenn sie so erzählt hatte, daß sie eine vornehme Heirat machen, oder, was sie noch vorzog, die Geliebte des Königs sein werde, so konnte dies wohl ihre Einbildungskraft eine Zeit lang ergötzen und in angenehmen Träumen wiegen; im Grunde wußte sie aber doch, daß sie ebenso wenig die Frau eines Hospodars als die Geliebte des Königs zu werden Aussicht habe. Ob sie auch nur einen acceptablen Mann finden würde, der für hunderttausend Franken über den Mangel ihrer Geburt hinwegjähre? Diese Frage ließ ihr keine Ruhe und folterte sie beständig während der letzten Jahre ihres Aufenthaltes im Kloster. Um sich diese Frage zu beantworten, hatte sie die Werbung Courteheuses angenommen, ohne sich darum zu kümmern, was für ein Geist unter seinem gerade nicht sehr verführerischen Aeußern stecken mochte.

Verheiratet und die Gattin eines Notars, das genügte ihr fürs erste. Später wollte sie schon sehen.

IX.

Erst am Nachmittag traf der von Courteheuse aus Rouen geschickte Elektriker in Dissel ein und begann, von Boulnois begleitet, seinen Rundgang in den verschiedenen Gemächern, in denen er seinen Apparat anzubringen hatte. Sie begannen beim Bureau. La Vaupalière schien sich nicht im geringsten für diese Maßregeln zu interessieren, während im Gegenteil Boulnois und Jauchon den Vorbereitungen neugierig folgten. Sodann traten sie in das Arbeitszimmer des Herrn und in den Salon ein, wo sie Madame Courteheuse vorfanden.

„Was soll das heißen, Herr Boulnois?“ fragte sie mit gleichgültiger Miene.

Boulnois setzte ihr auseinander, um was es sich handelte, während der Schlosser Fenster und Läden öffnete und sie wieder schloß.

„Haben Sie auch die elektrischen Apparate bei Herrn Zéré gelegt?“ fragte sie den Arbeiter.

„Ja, Madame.“

„Und ist es das gleiche System, das Sie hier bei uns einrichten?“

„O nein, Madame.“

Frau Courteheuse hief Boulnois nach dem Bureau zurückkehren, da sie selbst dem Arbeiter die Zimmer zeigen würde. Boulnois ärgerte sich und hatte wohl große Lust, sich zu widersehen, wagte es aber doch nicht.

Nachdem er hinausgegangen war, nahm Madame Courteheuse das Gespräch mit dem Arbeiter wieder auf, und derselbe erklärte ihr, daß das von Herrn Courteheuse gewählte System das teuere und bessere sei, bei dem sich das Öffnen einer Thür oder eines Fensters weder von außen noch von innen ohne Lärm vollziehen könne.

„Ist es aber jemandem, der das Haus bewohnt, nicht

möglich, Ihren Apparat auf irgend eine Art im voraus zu stellen, so daß derselbe nicht funktioniert?"

"Das wohl, Madame, nur muß man die nötigen Werkzeuge und die nötige Zeit dazu haben, sowie auch den Apparat selbst genau kennen."

"Also dann hält man das Läutelwerk auf?"

"Zawohl; aber vorsichtige Leute sehen natürlich oft nach und entdecken sofort jede Unordnung an den Apparaten."

Madame Courteheuse kannte ihren Mann zu gut, um nur einen Augenblick zu glauben, daß er nicht jeden Abend diese Apparate versuchen würde; die Hoffnung, die ihr drohende Gefahr abwenden zu können, entschwand also: das Haus wurde verschlossen, verschlossen wie das sicherste Gefängnis, so daß weder sie hinausgehen noch La Baupalière hereinkommen konnte.

"Wann werden Sie die Arbeiten beginnen?"

"Wir werden morgen damit anfangen und Sonntagabend oder im Laufe des Montags fertig sein, so daß Sie Ihr Haus sicherlich am Montagabend gut verschlossen haben werden."

Mit leiser Stimme und verschwiegener Miene fügte er hinzu: "Wenn Madame ihren Diensthofen mißtraut, so kann Sie sicher sein, daß dann nicht einer das Haus unbemerkt verlassen kann."

Sie begleitete den Arbeiter weiter in die anderen Zimmer der ersten Etage, in das Schlafzimmer ihres Mannes, wo, wie sie vorausgesehen hatte, am Kopfende seines Bettes, an der entgegengesetzten Wand von der, in welcher sich die Thür nach ihrem Zimmer befand, das Läutelwerk angebracht werden sollte. Sie richtete aber kein Wort mehr an den Arbeiter. Nachdem sie allein war, setzte sie sich in den Pavillon, um in der Einsamkeit zu überlegen.

Wie viele einförmige, traurige, verbitterte Stunden hatte sie schon auf diesem Plage seit ihrer Verheiratung bis zu jenem Tage verbracht, an welchem La Baupalière in das Bureau eingetreten war? Erst von jenem Augenblicke an wurde es heiterer, hoffnungsvoller und erinnerungsreicher; sie hatte also nicht ganz unrecht mit ihrer Behauptung, er habe sie so, wie sie jetzt war, erst geschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

De Holtköffeln un de Riepsieffage.

(Eene komische Feichichte von't Land.)

"Willem! Willem! — — Dummertwedder, Willem, härstje nich! — — Himmeltotschwärenot, Willem! — Wo mol'n bloß de Keel sin'n!" So rief und wettete und fluchte der Herr "Entspeltter" Schläwing, ein unterseker, starkleibiger Herr, mit einem vollmondsrunden, entweder von starkem Froste oder dito Getränken fast blaurot gefärbten Antlitz, dessen äußerster gewaltiger Vorprung in absoluter Bläue schimmerte.

"Willem!" ertönte es nochmals unter dem weißen strammen Schnurrbart hervor, und ein energisches, unwilliges Aufstampfen der mit langschäftigen Reitsieffeln belleideten Füße des Herrn "Entspeltters" begleitete diese Aufe.

Willem schien sich aber gar nichts daraus zu machen, daß der Herr Inspektor Schläwing so dringend nach ihm verlangte und obwohl derselbe immer wieder wettete und fluchte. Willem saß in einer Ecke der großen Scheune, die den Gutshof des Rittergutsbesitzers und Amtsvorstehers Herrn von Schmädide abschloß und diskutierte eifrig mit einer jungen hübschen Dirne, die ihm gegenüber wie er, auf einem Strohbündel sich niedergelassen hatte.

"Willem!" tönte es jetzt zum Scheinenthor hinein, "Willem, De fällt zum jnä'jen Garrn loamen!"

Willem, der von dem Rufer infolge des Dämmerlichtes in der Scheune nicht gesehen werden konnte, meldete sich auch jetzt noch nicht, und auch sein Gegenüber, die jüngste Küchenmagd Ganne, schien es ebenfalls für notwendig zu halten, ihre wichtige Unterredung mit Willem zu beenden, ehe sie sich durch die gewaltigen Lungenübungen des "Entspeltters" ihr Beisammensein mit Willem führen lassen wollte.

"Lot man sin'n, Ganne," sagt Willem beschwichtigend, "wenn de Garr ni watt seggt weggen de Wahl, denn kann je od watt von mi to hören fregen; denn dat loten wi uns all nich jessall'n, dat je uns Vörschriften moßt, datt wi'n Landrat nich jewählt hebben."

"Willem, Willem, id förchte, det werd nich jaud utjahn," sagt Ganne, betrübt und mit zitternder Stimme und ringt dabei ihre Hände, "denn id hefft süßst gehärt, as de Garr to de Madamm inne Küche segget het, dat je Di met de Riepsieffage de sozialdemokratische Zedanken utdriewen will. — Du wärscht de Anstifter un Appheger von'ne Dageelöhner un Knechte, det je alle sozialdemokratisch jewählt hadden; un afflohn'n will je Di oof, denn je loan blot anfämmige un jaude Lüde bi sich brulen. De Landrat hebbe em schon jeschrewen, wat dat för ne Wertschafft bi em sei, dat dor blof veer konservatieve

Stimmen jezen kwantig sozialdemokratische affjaven wärr. He will Di nu erscht schloan un denn will je Di rutschmieten," und die brave Ganne schluchzte schmerzlich und verhällte dabei mit beiden Händen ihr Gesicht.

"Aengstige Di man nich, Ietve Ganne!" schmunzelte Willem und beruhigend fügte er unter einem verschämten Lächeln hinzu:

"Ja wär'n jnä'jen Garrn schön bidden, dat he mi nich schloan duht un mi oof behöfft. Un id weet, wenn id em bidde, schloot er mi dat nich aff," und der körperlich stramm entwickelte schmude Burche, der etwa vierundzwanzig Jahre zählen mochte, stand von seinem Sitze auf und rekte seine Glieder, als ob er jetzt schon dem "Garrn" seine "Bidde" vorzubringen hätte, schloß die bittend und mit nassen Augen zu ihm aufsehende Ganne in seine Arme und mit einem herzhaften Kuß ihren Mund.

"So'n Himmeldummertwedderhund" ertönte plötzlich mit der ganzen Lungenkraft, dicht neben den beiden Liebenden die Stimme des "Entspeltters", der unbedacht von ihnen auf seiner Suche nach Willem die Scheune betreten hatte und nun neben ihnen stand. Ganne riß sich von Willem los und eilte erschreckt davon; Willem, auch überrascht, aber doch schnell gefaßt, blickte mit herausfordernder Miene den Inspektor an, als dieser weiter tobte:

"Hast Du mi nich rufen gehärt? Hier sitt das nu un tarrefsiert met de Wälens, statt det je sine Krivet moekt!"

"Id bin met mine Krivet färrig," erwiderte Willem, "und denn is oof jierawend, un dor het oof keen Wüsch wat dornach to fragen, wat id duhe!"

"Du fällt zu'n jnä'jen Garrn kamen, jleich moekte, dett de rinder kants!" polterte wütend Inspektor Schläwing Willem an.

Willem wandte sich lächelnd zum Gehen; schimpfend und ein "Dummertwedder" über das andere ihm nachschleudernd, folgte prustend der Inspektor aus der Scheune.

Auf dem Gutshof, am Brunnen, an Wagen und Ackergerätschaften machten sich die Knechte und Mägde zu schaffen, und verstoßlen blinzelten die ersteren Willem zu, als er mit seinen schweren Holzschuhen an ihnen vorbei zum Gutshof schritt wie einer, der zu einer überaus wichtigen Angelegenheit beim "Garrn" befohlen ist; denn die Dienstkleute, sowie Knechte und Mägde hatten schon oft die Reitpeitsche des "Garrn" nach Feierabend, für irgend welche angebliche Verfehlungen bei der Arbeit, zu kosten bekommen und Willem, das hörten sie aus den Flüchen des "Entspeltters", sollte heut wegen der Wahl das erste Mal Befamtschafft mit der Reitpeitsche des Herrn Gutsbesitzers Schmädide machen.

Der "Garr" — das war der Rittergutsbesitzer und Amtsvorsteher von Schmädide, der ob seiner Strenge, mit der er sein Herrsamt häufig mittels der Reitpeitsche ausübte, von allen seinen Dienstkleuten und Tagelöhnern sehr gefürchtet war. Bei allen seinen Gutsnachbarn in der ganzen Umgegend galt er als das Muster eines tüchtigen Landwirts, der seine Arbeiter wie Puppen tanzen ließ, ohne den geringsten Verriuch des Widerspruchs bei ihnen zu finden; der auch durch seine konservative Gesinnung sich schon manche Anerkennung von "Oben" errungen hatte und außerdem in seiner Eigenschaft als Reservelieutenant von dem Veteranen- und Kriegerverein in Knadsdorf mit dem Amte eines Ehren-Vorsitzenden betraut war. Seiner konservativen Gesinnung, sowie seiner Thätigkeit für den Bund der Landwirte und seiner Eigenschaft als Reservelieutenant war es auch zuzuschreiben, daß er die erste Sprosse auf der Leiter zum politischen Ruhm erstieg und als Amtsvorsteher für den Amtsbezirk Knadsdorf bestellt wurde.

Keiner seiner Nachbarn war aber auch so gut in der Lage, die Affären eines Lieutenants der Reserve mit dem hohen Anstande und der souveränen Ueberlegenheit eines Amtsvorstehers zu verbinden, und außerdem war gerade sein Amtsbezirk durch seine vortrefflichen Maßregeln bisher bei allen politischen Wahlen nicht durch die Abgabe einer einzigen unsätzlerischen Stimme "schimpfirt" worden.

Diese Thatsache hatte ihn bisher mit einem solchen Stofze erfüllt und das Vertrauen des Landrats und der vorgesetzten Behörden zu ihm so gefestigt, daß er sich mit der Hoffnung schmickeln durfte, bei einem Wechsel im Landratsamt an diese Stelle aufzurücken.

Allgemein wurde er auch von der Deffentlichkeit bereits als der Nachfolger des Landrats bezeichnet. Dabei befand er sich noch im besten Mannesalter und hatte also Aussicht, nicht nur Landrat zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

h. Die ersten Bücher. Während er die Suppe anschlöffelte, fiel es ihm auf, daß seine Frau und die Kinder schweigend und gedrückt dasahen. Der sechsjährige Franz hatte sogar verweinte Augen. Und wie er schlürfte. Gerade, wie wenn er noch an den Thränen würgte. Was war denn geschehen? Das kam doch sonst nicht vor. Und nun fiel ihm ein, daß ihm Franz nicht wie sonst entgegengekommen war, um ihm den Hut abzunehmen. Da mußte ja etwas Gräßliches vor sich gegangen sein.

Als er die Suppe gegessen, nahm er sich Kartoffeln zum Fleisch. Es war ein bißchen trocken und nüchtern, das ausgekochte Suppenfleisch; So recht stärkte es nicht zu der schweren Arbeit, zum Kesselmieten. Aber . . . Ra, den Kindern schien es heute auch gar nicht zu schmecken. Sie löffelten ja immer noch an der Suppe. Verlangen nach Fleisch, das sie sonst immer sehr lebhaft ausherten, schienen sie nicht zu empfinden. Ganz sonderbare, verächtliche und verlegte Gesichter machten sie. Trotz des großen Hungers, der ihn plagte, trotz des

Dranges nach fester Speise ließ er das Fleisch liegen und sah nach seiner Frau hinüber. Sie war mit ihrer Suppe fertig und starrte nun vor sich hin. In der Stube, wo um die Mittagszeit gewöhnlich Kindergeplapper zu hören war, ließ sich nur das widerwillige Schlürfen und Löffeln des Jungen und der beiden Mädchen hören. Vom Hofe drang mit dem bleichen Widerschein der Frühlingssonne das helle Singen einer jungen Frau herein.

Als ihm seine Frau auf seine fragenden Blicke keine Antwort gab, sagte er unwirlich: „Was habt Ihr denn? Sind Euch die Zelle weggeschwommen, daß Ihr so mißvergnügt da sitzt?“

„Zuwohl, Du hast gut reden!“ erwiderte sie. „Wenn einem so alles gegen den Strich geht, da soll man nicht nachdenklich und ärgerlich werden.“ Während den Löffel aufstoßend, drohte sie dem Jungen: „Ich möchte Dich gleich in die Küche sperren, wenn Du noch lange so den Verletzten und Entrüsteten machst! Was man um solchen Bengel nicht alles ausstehen muß!“

Sie war aufgeregt, als hätte er ein schweres Verbrechen begangen.

„Na, na,“ machte der Mann; „was ist denn, daß Du Dich so ereiferst?“

„Ach, es ist doch wahr; die Wälger bringen einen noch ins Grab mit ihrer Quälerei.“

„Wieso, warum quälen sie Dich denn?“

„Ach, Bücher will der Junge haben. Und das geht nun schon ein paar Tage so. Heute kommt er angeheult aus der Schule, er könne ohne Bücher nicht mehr hingehen. Die anderen Schüler hätten schon alle ihre Bücher, bloß er noch nicht. Der Lehrer hätte schon gescholten und ihn gefragt, ob er noch einen Vater habe. Der könne ihm doch wohl die Bücher kaufen.“

„So so; also der Vater! . . . Ja, dem Vater fällt es heute manchmal schwer, wie einer Wittve, die Familie zu ernähren. Wenn ein Vater da ist . . . dann kann der ja alles kaufen und besorgen, der muß alle Pflichten erfüllen. Was für einen Haufen Geld der auch verdient!“

„Ja, und woher soll ich jezt, am Ende der Woche, das Geld für die Bücher nehmen? . . . Meinemwegen bräuchten die Kinder gar nicht in die Schule.“

„Ach, was Du da wieder faselst!“ tadelte der Mann. „Na ja, das bringt einem doch nur noch mehr Sorgen; als ob man nicht schon genug hätte.“

Eine Weile schwiegen alle. Von dem Essen waren große Reste auf den Tellern geblieben. Früher hatte es immer nicht gereicht. Heute starrten sie es an, ohne Appetit zu bekommen.

„Ja, das hilft mir nichts. Der Junge muß seine Bücher bekommen. Was brauchst Du denn alles?“ unterbrach der Mann die Stille.

„ne Fiebel und ein Rechenheft und zwei Schreibhefte,“ antwortete der Junge mit dümmen, weinerlicher Stimme.

„Ja, das geht doch aber nicht!“ fiel die Frau ein. „Heute ist Donnerstag und ich habe nur noch vier Mark. . . Und die Feuerung muß ich auch bezahlen.“

„Ja, müssen wir eben halt noch billigeres Zeug essen.“

„Oh Du!“ drohte die Frau nach dem Jungen hinüber. „Am liebsten möcht' ich Dir den Hals umdrehen. . . Wie Dein Vater bloß bei der Arbeit von dem Essen bestehen soll? . . .“

Sie ging mit ihm zum Buchhändler. So erbot sich er, daß sie kein Wort mit ihm sprach und ihn nicht an der Hand nahm. Er schlich betrübt neben ihr her und sah nur ab und zu verstohlen nach ihrem Gesicht. Darin lag so viel Zorn, daß er anfangs seine Mutter zu fürchten. So böse hatte sie ja noch nie ausgehört. Er schämte sich, daß er sie so gequält hatte. Und vor Furcht froh ihn in der hellen, warmen Frühlingssonne. Hatte sie nicht gesagt, er bringe sie noch ins Grab?

Sie murzte noch, als er die Bücher ausgesucht hatte und sie bezahlte. Als er aber die Fiebel aufschlug und, in der Freude sich vergessend, laut ausrief: „Da, da, das kann ich schon lesen!“ da strich sie ihm lächelnd über die Haare.

Ihm blieb vor Erschauern der Mund offen. Wenn sie auch sagte: „Ja, das kostet aber auch Geld!“ Sie sah doch nicht mehr so aus, als bringe er sie ins Grab. —

— **Schlagende Wetter im Mittelalter.** Die älteste Nachricht über das Auftreten schlagender Wetter in Kohlengruben und die Schutzmaßregeln dagegen ist, wie O. Vogel in der Zeitschrift „Glaubhaft“ erwähnt, folgender Bericht Rizens in seiner Geschichte der Bistümer Diözese zum Jahre 1198: Auch von feindseligem Feuer haben die Arbeiter unter der Erde zu leiden, welches gewöhnlich also entsteht. Da die meisten Ausdünstungen wässerigen oder erdigen Gases durch die Schachtföhrungen nicht ins Freie gelangen können, häufen sie sich an und verdichten sich nicht selten in den Gängen oder in den hohlen Zwischenräumen der Kohlenadern. Wenn nun jemand mit einer angezündeten Kerze hinzutritt, so werden sie durch die schwefeligen Ausdünstungen derselben erhitzt und plötzlich ähulich wie Feuerpulver entzündet. Die übertriebene Flamme ist von schwefelgelber Farbe. Weil eine allzu dicke Luft der Flamme Nahrung giebt, wird das Feuer durch nichts besser gelöscht als durch Bewegung der Luft, insofern dessen Luftverdünnung und Luftreinigung eintritt. Daher bededen die Arbeiter sich mit einem Gewebe, welches keine Auswässerung erfahren hat, — eine lange Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß ein solches Gewebe von Grubenflammen nichts leidet, — und gehen denn auf die brennende Flamme mit Stütkeln und Hüten

zu, mittels deren sie so lange rasch auf die Flamme loschlagen, bis dieselbe infolge der eingetretenen Luftverdünnung erlöscht ist. Auch bestrebt man sich, der Entzündung der Ausdünstungen dadurch vorzubeugen, daß man Minen gräbt, durch welche die Dünste entweichen. Ferner werden Feuer angezündet, die aus den entlegeneren Gängen die Luft und gleichzeitig die Dünste hervorlocken, so daß diese sich nicht verdichten können. Dies die Gefahren in den Bergwerken, in oben angegebener Art werden sie vermieden oder abgehalten; möge uns dadurch der Genuß eines so großen Vorteils vergönnt sein. — Wir erkennen hier bereits unzweideutig das Anlegen von Wetterfächern und das Erzeugen eines heftigen Luftzuges in ihnen durch unten angezündete Feuer. Das nicht ausgewässerte Gewebe ist zweifellos auf stark appetierte, ungewaschene Leinwand zu denken, welche wegen ihrer Steifheit vom Feuer nicht leicht erfaßt wird. —

Erziehung und Unterricht.

— Ueber die am 22. Februar in Oxford eröffnete Ruskin-Hall, die zur Aufnahme von Arbeitern bestimmt ist, die in der alten Universitätsstadt eine bessere Ausbildung erlangen wollen, enthält die „Voss. Ztg.“ einen ausführlichen Bericht. Dieses Arbeiterkolleg wurde von einem Amerikaner Walter Brooman mit Unterstützung mehrerer Verehrer des greisen Kunstkritikers und Socialreformers John Ruskin gestiftet und zählt bereits dreißig Hörer, von denen der älteste fünfundsiebzig, der jüngste achtzehn Jahre alt ist. Das Gebäude liegt im Quartier St. Giles und wurde 1849 von Sir Matthew Hale erbaut. Ruskin-Hall hat keinerlei Verbindung mit der Universität Oxford, und die Absicht der Gründer ist nicht, den Studenten zur Erlangung von Universitätsgraden zu verhelfen oder Gelehrte aus ihnen zu machen. Die Leute, die als Studenten dorthin gehen, beabsichtigen einen einjährigen Aufenthalt und studieren während dieser Zeit englische und amerikanische Geschichte, englische Biographie, allgemeine Geschichte Europas, Geschichte der Industrie, Socialwissenschaften und Verfassungsgeschichte, Geschichte der Wissenschaften, Psychologie, Philosophie und Litteratur. Die Begründer des Instituts haben für die Unkosten dieses Versuches auf mehrere Jahre hinaus Bürgschaft geleistet; die Studenten tragen zu den Unkosten je 10 Schilling wöchentlich für Kost und Wohnung bei und zahlen je 10 Schilling monatlich für den Unterricht. Die häusliche Arbeit wird von den Studenten selbst verrichtet. Die Küche allein wird von einer sachkundigen Persönlichkeit besorgt. Die Kost ist sehr einfach. Das Frühstück besteht aus Hafergrütze, Speck und Kaffee, das Mittagmahl aus Broten und Kartoffeln; zum Thee wird nur Butterbrot genossen, und das Nachtmahl besteht aus Brot, Käse und Kaffee. Vor dem Frühstück verrichten die Studenten die häusliche Arbeit. Zwischen Frühstück und Mittagmahl finden die Vorlesungen statt, der Nachmittag wird der Erholung gewidmet, die gegenwärtig in Gartenarbeit besteht. Abends werden ebenfalls einige Vorlesungen besucht, zum Theil aber wird die Zeit dem Privatstudium gewidmet; nach dem Nachtessen wird geraucht, gespielt, musiziert usw. Man hofft, daß die nach Jahresfrist abgehenden Studenten mindestens drei Jahre in Verbindung mit den in verschiedenen Theilen Londons und des Landes gegründeten sogenannten Universitäts-Niederlassungen bleiben werden. In Verbindung mit Ruskin-Hall stehen auch Korrespondenzklassen in verschiedenen Landestheilen; es haben sich bereits 500 Mitglieder gemeldet, die einem bestimmten Studium obliegen und von Zeit zu Zeit Aufsätze einschicken. Unter den dreißig Studenten haben mehrere, unter ihnen ein Zimmermann, ein Koch und ein Blechschmied, die Verpflichtung übernommen, gewisse Arbeiten in Ruskin-Hall zu verrichten, und für diese Leistungen erhalten sie Kost, Wohnung und Unterricht frei; drei andere Arbeiter zahlen die Hälfte ihrer Unkosten und arbeiten für die andere Hälfte. Einige Studenten weisen in Ruskin-Hall auf Kosten ihrer Gewervereine oder sonstiger Genossenschaften. Unter denjenigen, die alle ihre Kosten bestreiten, sind ein ausgebildeter Soldat, ein Grubenarbeiter, ein Schriftföhrer, ein Zimmermann, ein Eisenbahnarbeiter, drei Mechaniker usw. Die meisten beabsichtigen nach Ablauf des Studienjahres wieder in ihrem Handwerk zu arbeiten; einige hoffen von ihren Gewervereinen amtlich beschäftigt zu werden. Man beabsichtigt, das alte vom Wallis-Kolleg gemietete Gebäude zu erweitern, so daß Ruskin-Hall seine eigenen Kollegräume haben wird. —

Gesundheitspflege.

— Ueber die Verbreitung ansteckender Krankheiten und die Mittel zu ihrer Bekämpfung hielt Dr. Czajlewski in Köln einen Vortrag, über den die „Kölnische Volkszeitung“ folgenden Bericht bringt: Der Redner teilte die Infektionskrankheiten in elf Gruppen ein und betrachtete dann die Ursachen der verschiedenen Krankheiten. Als solche hat man bei vielen Infektionskrankheiten Bakterien, niedere Pilze und niedere Tierformen festgestellt, von vielen anderen aber ist der Krankheits-erreger noch nicht bekannt. Man unterscheidet eine lokale Infektion, wobei die Erkrankung sich auf einen Körperteil beschränkt, und eine allgemeine Infektion, wobei die Erkrankung den ganzen Körper befallt. Die Erreger sind entweder feste oder flüchtige; zu letzteren, die naturgemäß die größere Gefahr der Verbreitung in sich tragen, gehören Scharlach, Masern, Flecktyphus. Die meisten Infektions-erreger sind gart und kurzlebig, können aber in eiweißhaltigen Stoffen

und bei Anwesenheit von Feuchtigkeit und in Wasser, wie der Cholera- und der Typhusbacillus, oft lange leben. Auch durch Fleischwaren und Milch werden sie oft verbreitet; dem Fleisch kann man oft seine Durchscheidung nicht ansehen und verborbener Milch ist, besonders bei warmem Wetter, die große Kinderferblichkeit zuzuschreiben, indem sie den gefährlichen Durchbruchfall erzeugt. Ein fernerer Aufenthaltort der Krankheitserreger ist die Luft oder vielmehr der trockene Staub darin, an welchem sich die Bacillen anheften. Was die Disposition für die Infection betrifft, so ist erwiesen, daß junge Tiere und Menschen leichter befallen werden als alte. Jede Schwächung des Körpers macht aber denselben weniger widerstandsfähig. Es genügt dazu schon Hunger, Nervosität, Durst, Ermüdung. Die meisten Erreger ertragen aber keine Säure und gehen in der Magensäure zu Grunde; doch kann diese durch gleichzeitiges Einnehmen etwa von Flüssigkeiten unwirksam werden. Eine Uebertragung von Lungenentzündung, deren Krankheitserreger der kleinste bekannte Bacillus ist, kommt trotz der großen Verbreitung der Krankheit nur selten vor. Mit dem Tuberkulosebaccillus hat der Erreger der Strahlpilzkrankheit Ähnlichkeit. Er wird durch pflanzliches Material übertragen und findet sich vornehmlich auf Getreidegrannen, weshalb es bedenklich ist, solche in den Mund zu nehmen, wie es bei Spaziergängen oft zu geschehen pflegt. Für die Bekämpfung der Krankheitserreger muß man immer gerüstet sein; jeder kann dabei mitwirken, obwohl die größten Aufgaben dem Staate oder der Gemeinde zufallen, die für hygienische Maßregeln zu gunsten der Allgemeinheit zu sorgen haben, als da sind gute Anlagen von Schulen, Herbergen, Wasser- und Kanaleinrichtungen, Isolierungsanstalten für die Kranken usw. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß entgegen der vielverbreiteten Ansicht Schwefel, chloraures Natrium und hypermangan-saures Natrium keinen Desinfektionswert haben. Für Gläser und metallene Gegenstände giebt es dagegen ein sehr einfaches und wirkungsvolles Desinfektionsmittel: das Abkochen von Wasser, dem etwas Schmierseife oder Sodaaflösung zugesetzt worden ist. Auf dem Gebiete der Wohnungsdesinfektion ist in neuester Zeit ein sehr wichtiger Schritt gethan worden. Sie ist heute sehr schwierig, und das bisherige System hat sich nicht bewährt; das neue Mittel ist das Formaldehyd, ein Gas, das entsteht, wenn man die Dämpfe von Methylenblau mit Luft gemengt über eine glühende Platinspirale oder ein glühendes Kupferdrahtnetz leitet. Das Gas läßt sich in Wasser bis zu 40 Proz. auflösen, und diese Lösung heißt Formalin. Zur guten Desinfektionswirkung ist die Gegenwart von Wasserdampf nötig, und zwar rechnet man 2 1/2 Gramm Formaldehyd und 30 Gramm Wasserdampf auf den Kubikmeter. Ein großer Uebelstand war es bisher, daß das Gas einen durchdringenden, sehr unangenehmen, wenn auch nicht gerade schädlich wirkenden Geruch hat; aber auch dieser ist jetzt von Flügel in Breslau, und zwar durch Ammoniak, paralytisch worden.

Meteorologisches.

— Ueber die Zunahme der Blitzgefahr während der letzten 65 Jahre hat Professor von Wegold jüngst in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Der Forscher hat nach einem Bericht der „Zähl. R.“ Feststellungen der Brandversicherungs-Statistik für die Gewitterkunde nutzbar gemacht und daraus die Schlussfolgerung gewonnen, daß die Blitzgefahr während der letzten 60 Jahre eine beträchtliche Zunahme erfahren hat, und zwar ist sie von dem ersten bis zum letzten Jahrzehnt des 65jährigen Zeitraums ungefähr auf das sechsfache gestiegen, dagegen scheinen die zündenden Blitze in der Abnahme begriffen zu sein. Es werden jetzt rund 190 von 1 Million Gebäuden im Jahre vom Blitz getroffen, während es im ersten Jahrzehnt nur rund 31 waren. In Anbetracht der Rauchmassen, welche die großen Industriestädte in immer steigendem Maße in die Luft senden, und trotz des Netzes von Schienen und Drähten, mit welchen die Neuzeit die Erdoberfläche übersponnen hat, die alle als Elektrizitätsvertheiler wirken, ist der Grund dieser eigentümlichen Zunahme um so räthselhafter. Wahrscheinlich ist, sagt Wegold, daß wir es hier mit einem auf meteorologische oder kosmische Ursachen zurückzuführenden Zeitraum von sehr langer Dauer zu thun haben. Ein Vergleich mit den Sonnenflecken läßt erkennen, daß für den untersuchten Zeitabschnitt dem zahlreichen Vorkommen von Sonnenflecken eine geringe Anzahl der Blitzzahlen entspricht. Auch liegt der Gedanke nahe, daß die Nordlichter, deren Häufigkeit mit der Fleckenbildung der Sonne wächst und abnimmt, zu den Gewittern in Beziehung stehen, insofern die einen dem alljährlichen Ausgleich der Elektrizität durch Klimmenladung, die anderen jenem durch Funkenentladung entsprechen, die einander wohl ablösen können, so daß nordlichtreiche Jahre zugleich gewitterärmer sein würden.

Technisches.

— Ueber die Versuche mit der drahtlosen Telegraphie, die von Marconi auf eine Entfernung von 50 Kilometern über den Kanal veranstaltet worden sind, erhält der „Schwäb. Merz.“ weitere eingehende Mittheilungen. Die Versuche gingen von South Foreland und von Frankreich nach dem Leuchtturm von Goodwin Sands. Von dem sehr einfachen Apparat, dessen Kosten sich auf nur 2000 M. belaufen, gehen bloß 50 Meter Kupferdraht aus, die sich um eine Stange winden. Auf der anderen Seite werden die elektrischen Wellen durch einen solchen Draht aufgefangen

und dem Apparat zugeführt, der sie in telegraphischen Codezeichen auf Streifen druckt, mit der Schnelligkeit von 12—18 Worten in der Minute. Marconi berechnet die notwendige Länge des Drahtes für die Uebermittlung durch die Leere auf Entfernungen von 1 1/2 Kilometern mit 6—7 Metern, auf 65 Kilometern mit 10 Metern, auf 180 Kilometern mit 25 Metern usw. In den „Times“ verbreiten sich zwei bekannte englische Gelehrte, der Physiker Fleming und Flood Page, die beide den Versuchen beigegeben haben, mit großer Begeisterung über die Wirkung des Marconischen Systems. „Ein Wächter auf dem Leuchtturm von South Foreland,“ schreibt Fleming, „kann im tiefen Schlaf liegen, wenn die Glocke tönt; dann kann er sofort das Rettungsboot in Ramsgate anrufen, um es, wenn nötig, dorthin zu senden, wo dessen Dienste erfordert sind, und dazu genügen nur einige Sekunden.“ Freilich ist bis jetzt noch kein Mittel erfunden, um die elektrischen Wellen so zu isolieren, daß sie in dem Bereich von zwei Apparaten nicht auch andere Apparate in diesem Bereiche treffen. Allein darin liegt nach Fleming kein unüberwindliches Hindernis, und man könnte dazu gelangen, daß eine anrufende Stelle über die angerufene so genau unterrichtet wird, wie ein Zimmerkellner in Gasthof bei einem Blick auf die Tabelle über die Herkunft des Glöckchens Bescheid weiß. Spätere Erfindungen, vielleicht auch Verordnungen der Behörden über den Gebrauch der Aethertelegraphie, können verhindern, daß der amtliche Empfänger durch Vorkäufen von unberufenen Personen gestört wird. Praktisch ist erreicht, daß, wenn in einem Bereich nicht mehr als zwei Stationen bestehen, sie frei und regelmäßig durch Aetherwellen-Signale, die an sent-rechten Stangen aufgefangen werden, miteinander verkehren können, und zwar mit der Sicherheit, daß dies bei jedem Zustand der Luft, bei Dunkelheit oder Sturm möglich ist. Die drahtlose Telegraphie werde, so bemerkt der Gelehrte weiter, der Drahttelegraphie keinen Abbruch thun, denn jede habe ihre besondere Aufgabe, und die Allgemeinheit könne mit Recht verlangen, daß die Möglichkeit, durch die Aetherwellen-Telegraphie die Sicherheit auf See zu erhöhen, vollständig ausgenutzt werde. Page hält auch dafür, daß die unterseeischen Kabel entbehrlich werden könnten, wenn sich nachweisen ließe, daß das Marconische System auf Hunderte und Tausende von Meilen verwendbar sei.

Humoristisches.

— Schnell gefast. „Warum liegen in Deinem Schiller denn lauter getrocknete Blumen?“
 „Ach, sie sind von meiner ersten und einzigen Jugendliebe; wir saßen mit einander „Wallenstein“ und pflückten Veilchen dabei!“
 „Aber das hier sind ja lauter Schneeglöckchen!“
 „So — dann war das die andere!“ —

— Vosshaft. Gigerl: „Was kostet's zum Zoologischen Garten?“
 Kutscher: „Hin und zurück?“
 Gigerl: „Vloß hin!“
 Kutscher: „Na, weil's Ihre letzte Fahrt ist, will ich's 'mal für 'ne Mark thun.“ —

— Variante. A.: „Der Streber Müller ist also wirklich Bureauchef geworden, auf welchem Posten man so viel faulenzeln kann?“
 B.: „Ja, der hat sein Schläfchen ins Trockene gebracht.“ —
 („Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Im Teatro Alfieri zu Florenz wurde durch Abstimmung des Publikums dem Stücke „Zum wohlthätigen Zwecke“, einer Mauderei des Mailänder Studenten Emilio Reggio, der man einige glückliche Situationen und einen ungewöhnlich wichtigen Dialog nachrühmt, der Preis zuerkannt. Dem Sieger wurden die übliche goldene Medaille und das dazu gehörige Diplom feierlich überreicht.

— August Dugerts „Kirke“ wird am 23. April im Hamburger Stadttheater zur Aufführung gelangen. Bisher wurde das Operndrama nur in Dresden gegeben.

— Auf der Deutschen Kunstausstellung Dresden 1890 werden Zeichnungen von Max Klingers zu „Amor und Psyche“, die unlängst vom Dresdener Kupferstich-Kabinett erworben wurden, und eine Anzahl von Handzeichnungen Arnold Böcklins zur Ausstellung gelangen. Ueberhaupt soll die graphische Abtheilung besonders reichhaltig werden.

c. Ein neues Reise-Tagebuch aus dem 16. Jahrhundert hat der französische Gelehrte Léon Dorez gefunden. Wie er in der letzten Sitzung der Pariser „Académie des inscriptions“ mittheilte, handelt es sich um eine Reise nach Konstantinopel im Jahre 1544, die Jérôme Maurand, ein provençalischer Gelehrter und Priester in Antibes, gemacht hat. Die Erzählung ist italienisch geschrieben und wird von Federzeichnungen begleitet. Der Bericht enthält vor allem merkwürdige Nachrichten über die griechischen Inseln und eine ausführliche Beschreibung von Konstantinopel. Es wird demnächst herausgegeben werden.